



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Mittelstandspolitik in Österreich

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Das psychologische Ergebnis dieser nicht ohne eine gewisse Gewalttätigkeit festgehaltenen Vorstellungs- und Gefühlsweise war eine auf den höchsten Grad getriebene Energie des Gewissens und des Willens. Wenn der Eiferer bei jedem Anlaß eine peinliche Prüfung anstellte, was in diesem Fall der Wille Gottes sei, so legte er im Grunde genommen in ernstester Weise seinen eignen höchsten Maßstab des Guten und Wahren an. Und so hing es wesentlich von der eignen Natur des Handelnden ab, ob das Ergebnis ein gutes oder schlimmes war. Durch die Vorstellung, daß der zustande gekommene Entschluß eine göttliche Eingebung sei, steigerte sich die Energie und Beharrlichkeit des Wollens im Guten wie im Bösen.

Cromwell blieb bis an das Ende seines Lebens mit voller Aufrichtigkeit der theologisch-hebraisirenden Vorstellungsweise und Sprache treu, obwohl die öffentliche Meinung in der puritanischen Manier mehr und mehr nur das äußerliche Schiboleth einer zur Macht gelangten Partei erblickte. Daß der gewaltige Mann aber kein Knecht des Buchstabens gewesen ist, geht aus einem an seinen Sohn Richard gerichteten Briefe hervor, worin es heißt: „Du kannst das Antlitz Gottes nur finden in Jesu Christo; so strebe denn darnach, Gott in Christo zu erkennen. Das ist die Summe von allem, selbst vom ewigen Leben. Die wahre Erkenntnis wird aber nicht im Buchstaben oder in Vernunftschlüssen gefunden (the true knowledge it not literal or speculative), sondern sie ist eine innerliche des Gemüts, wo sie eine göttliche Kraft erzeugt, die nach ihr den Geist umbildet.“

Karl Trost



Mittelstandspolitik in Österreich



icht selten geraten wir in die angenehme Lage, unsre besten Freunde bekämpfen zu müssen. Das volkswirtschaftliche Ideal der Mittelstandspolitik ist auch das unsre; auch wir wünschten uns einen Volkskörper, der größtenteils aus tüchtigen Bauern und Handwerkern bestünde, nur daß wir das neue Glied am Körper der produktiven Stände, die Großindustrie, für berechtigt und eine Ordnung für möglich halten, in der jedes Glied dem andern nützt und keins die andern schädigt. Trotzdem sehen wir uns genötigt, sowohl die Übertreibungen des Bundes der Landwirte, der die Vertretung der Bauern an sich gerissen hat, als die Zünfterei zu bekämpfen. Wir haben in beiden Beziehungen so ziemlich alles gesagt, was zu sagen ist, und können daher nur,

so oft es die Umstände fordern, schon Gesagtes wiederholen oder auf Thatfachen hinweisen, die unsre Auffassung bestätigen, und wir dürfen ein Buch nicht unerwähnt lassen, das eine Fülle solcher Thatfachen enthält: *Gewerbliche Mittelstandspolitik*. Eine rechtshistorisch-wirtschaftspolitische Studie auf Grund österreichischer Quellen von Heinrich Waentig, a. o. Professor an der Universität Marburg. (Leipzig, Duncker und Humblot, 1898.) Waentig hat sich zum Zweck der Abfassung dieses Buches nahezu anderthalb Jahre in verschiedenen Teilen Österreichs aufgehalten und den Stoff nicht bloß aus Büchern und Akten, sondern auch aus dem unmittelbar geschauten Leben zusammengetragen.

Der erste, historische Teil erzählt die Geschichte der österreichischen Gewerbepolitik in der Ära des Absolutismus, in der des Liberalismus und in der der heutigen Mittelstandspolitik. Das Verordnungsweisen der absolutistisch-bureaucratischen Zeit und die Parteikämpfe der folgenden beiden Zeiten sind zu verwickelt, als daß ein Versuch gelingen könnte, ihren Verlauf in einem kurzen Abriß darzustellen. Wir beschränken uns daher darauf, aus dem zweiten und dritten Abschnitt ein paar besonders merkwürdige Punkte hervorzuheben. Wie in Deutschland, so war es auch in Österreich der Klerus, der die 1848 errungene Freiheit am besten auszunutzen verstand. Mit dem Klerus fand sich der Adel eng verbündet. Beide, Aristokratie und Klerus, „hatten das Interregnum dazu benutzt, sich in Anlehnung an die bedrängte Dynastie eine selbständige Stellung zu erringen, und fühlten sich jetzt stark genug, eine eigne Politik zu verfolgen, eine Politik, die sich natürlich gegen den verhaßten Staatsabsolutismus kehrte und, in den Lauf der Jahrhunderte zurückgreifend, der Wiedererweckung mittelalterlicher Lebensformen zustrebte.“ Aber nur politisch war der Hochadel reaktionär, an den Bestrebungen des Klerus, das Wirtschaftsleben in mittelalterliche Formen zurückzudrängen, nahm er nicht teil. Segte er doch schon damals keineswegs ausschließlich agrarische Interessen. „Schon frühzeitig hatte er sich um die Förderung der Großindustrie verdient gemacht, bedeutende Werte darin angelegt, auch vom Baume des Kapitalismus gekostet und seine Früchte süß und nahrhaft befunden.“ Mit Konzessionen zu industriellen Unternehmungen ließ er sich vom wiederhergestellten Absolutismus für die im Sturm- und Drangjahre erlittne Einbuße an unmittelbarem politischem Einfluß entschädigen. „Hierzu kam noch, daß die zur Sanirung der zerrütteten Staatsfinanzen in Szene gesetzten Finanzoperationen ein allgemeines Spekulationsfieber hervorriefen, ein Treiben, worein zahlreiche Glieder der Aristokratie verstrickt wurden. Verschmähten es doch die Schwarzenberg, Fürstenberg, Metternich, Esterhazy, Sapieha, Jablonowski, Waldstein, Chotek, Larisch, Widenburg, Andrássy und allen voran die Zichy keineswegs, im Bunde mit den Haber, Lämmel und Rothschild ihre hocharistokratischen Wappen und Namen herzugeben, wenn es galt, das Publikum zu Aktienunternehmungen

oft der zweideutigsten Art anzulocken und dabei fette Verwaltungstantiemen einzustreichen. Ihren damaligen Höhepunkt erreichte diese Flut unter Baron Bruck's verhängnisvoller Finanzleitung." Der Adel konnte also wohl einer reaktionären Wirtschaftspolitik grundsätzlich zuneigen, aber sich unmöglich zum Träger einer solchen machen. „Daher denn die sonderbare Erscheinung, daß speziell die wechselnde Tendenz der während der fünfziger Jahre verfolgten Gewerbepolitik durch die jeweilige Machtstellung nicht des Adels, sondern des Klerus bestimmt ward.“

Der Klerus machte diese Politik vorläufig für sich allein, die Handwerker traten erst 1867 in die Bewegung ein, aber im liberalen Sinne. Das vorhergehende Unglücks- und Glücksjahr hatte u. a. ein freisinniges Vereins- und Versammlungsrecht beschert, das 1867 Gesetz wurde, und das benutzten nun die mittlern und kleinern Gewerbetreibenden. Mit Hilfe der Gewerbevereine versuchten sie unter der Führung des Redakteurs und Abgeordneten Reschauer und des Kupferschmieds Löblich eine Gewerbestartei zu gründen, die sich bei den Wahlen sowohl gegen die Börsenpartei als gegen die Sozialdemokratie wenden sollte. Auch von Antisemitismus war anfänglich keine Spur darin, obwohl eben damals die Judenemanzipation den Anlaß schuf. Diese war bei der Neuordnung des Staates nicht zu vermeiden, denn „jüdische Bankiers waren es, die dem Staate in seinen chronischen Finanznöten beistanden, jüdische Konsortien, die in Österreich ein modernes Verkehrswesen schufen, jüdische Fabrikanten, die seine Exportindustrie emporzüchteten, jüdische Händler, die als »Hausjuden« bis in die Mitte dieses Jahrhunderts hinein auf dem Lande und in kleinern Orten noch fast ausschließlich die Vermittlung zwischen dem Einzelhaushalt und der Verkehrswelt übernahmen.“ Aber, meint der Verfasser, es war ein Verhängnis, daß die unvermeidliche Emanzipation gerade in einem Augenblick vollzogen wurde, „wo sie die noch mit allen übeln Eigenschaften und Instinkten industrieller Glücksritter behafteten Emporkömmlinge als die einflußreichste, routinirteste und herrschüchtigste Gruppe der Bourgeoisie aus ihrer bisherigen untergeordneten Stellung nicht allein zur staatsbürgerlichen Gleichberechtigung, sondern mit einemmale auch zur ausschlaggebenden politischen Macht emporheben mußte.“ Bekanntlich ist es das jüdische Gründertum gewesen, das der liberalen Ära den Stempel aufgedrückt hat, und nach dem Krach von 1873 „entblödete man sich nicht, gleichsam als einen Reservefonds für solche Zwecke zur Deckung des Defizits die Finanzen des ohnehin bedrängten Staates in Anspruch zu nehmen. Langer Jahre hat es bedurft, ehe die Wunden, die der Krach der österreichischen Volkswirtschaft geschlagen, völlig vernarben konnten. Dauernder noch und weittragender aber waren die Nachwirkungen jener Thatsachen, die ihn verursacht hatten. Denn sie lieferten schon damals den unwiderleglichen Beweis, daß Österreich von seiner deutsch-jüdischen Bourgeoisie nicht verwaltet werden könne, da wenigstens

in einem modernen Staatswesen der nicht zur Herrschaft befähigt ist, der sich selbst nicht zu beherrschen vermag und Freiheit mit Zügellosigkeit, Machtausübung mit Unterdrückung anderer verwechselt."

Trotz alledem war die Handwerkerbewegung während der siebziger Jahre weder judenfeindlich, noch richtete sie sich gegen das Großkapital und die Großindustrie; deren Berechtigung erkannte Löblich ausdrücklich an. Man beschränkte sich auf die Organisation korporativer Selbsthilfe, auf die Bekämpfung der Auswüchse des Manchesterturns und verlangte nach Staatshilfe nur, so weit es diese beiden Zwecke erforderten. Die von den Klerikalen angebotne Hilfe wurde stolz zurückgewiesen. Wie „die Apostel des Geldsacks, hieß es in dem Organ der Kleinbürger, der »Morgenpost,« so müsse man auch den klerikalen Heerbann bekämpfen, der auf Verdummung und Ausbeutung des Volkes ausgehe; der österreichische Gewerbestand sei Manns genug, seine An gelegenheiten selbst in die Hand zu nehmen; er brauche weder die Advokaten noch die Pfarrer, weder die Jesuiten im Frack noch die Advokaten in der Kutte.“ Was den Antisemitismus betrifft, so sprach die „Morgenpost“ noch im Jahre 1881 die Überzeugung aus, es werde „die in Spreethen von einigen protestantischen Muckern angezettelte und von der Metropole der Intelligenz über Deutschland sich ausbreitende antisemitische Agitation an der in glänzendstem Lichte hervortretenden zivilisatorischen Überlegenheit Österreichs und der Stadt Wien zu Schanden werden.“ Die Deutschnationalen sind es gewesen, die den Antisemitismus in die Bewegung hineingetragen haben, die von da an auch immer mehr aus einer gewerblichen eine politische wurde und das vorher nicht vorhandne Bewußtsein des Klasseninteresses und Gegensatzes und den Klassenhaß ausbildete. Daß die Gründung der deutschnationalen Partei eine Notwendigkeit wurde, sobald sich eine hauptsächlich aus den Polen und den Tschechen bestehende Regierungsmehrheit gebildet hatte, erkennt Waentig an, denn die Deutschliberalen hätten schon darum das deutsche Volk nicht vertreten können, weil sie keine Wurzeln im Volke hatten. „Der Notwendigkeit überhoben, sich durch Kampf zur Geltung zu bringen, hatte es der österreichische Liberalismus verschmäht, zu den Volksmassen hinabzusteigen.“ Bald habe das Bürgertum keine Prinzipien mehr, sondern nur noch Interessen gehabt, „und wie es das Volk verlassen hatte, sagte dieses sich von ihm los.“ Und bei dem ausgesprochen jüdischen Charakter der deutschliberalen Partei mußte die deutschnationale natürlich antisemitisch sein, und „indem die Deutschnationalen die »Sudenliberalen« bekämpften, konnten sie nicht umhin, auch deren Wirtschaftspolitik zu bekämpfen.“ So suchte denn Schönerer an den Handwerkern Bundesgenossen zu gewinnen, und auf dem zweiten Wiener Gewerbetage im November 1882 kam die durch seine Agitation erzeugte antisemitische Stimmung zum Durchbruch. Über den plötzlichen Stimmungswechsel braucht man sich nicht zu wundern. Von einer durch eignes Nachdenken ge-

wonnenen selbständigen Überzeugung kann bei den kleinen Gewerbetreibenden eines Großstaats keine Rede sein; sie haben jederzeit die Überzeugung ihrer Vordenker, wie Robbertus die Zeitungsschreiber zu nennen pflegte. Wenn nun der Strom der politischen Ereignisse die alten Vordenker durch neue ersetzt, so müssen die „Nach“denkenden natürlich ihre Überzeugung wechseln. Und die neue Überzeugung wird den Kleinmeistern weit besser gepaßt haben als die alte; denn die antisemitische Stimmung liegt ihnen seit Jahrhunderten nahe und mag, ohne laut zu werden, schon durch die Ereignisse der siebziger Jahre neu erweckt worden sein. Die liberale Führung haben sie sich gefallen lassen, weil sie keine andre hatten, aber warm geworden sind sie dabei wahrscheinlich nicht. Unter der antisemitischen Führung haben sie sich seitdem bis zu großartigen Holzereien erwärmt. Schade eigentlich, daß Waentigs Buch nicht ein paar Jahre später erschienen ist! Es müßte dann wohl auch darüber berichten, wie Lueger seine antikapitalistischen und antisemitischen Grundsätze als König von Wien in der Regierung seines kleinen Staates bewährt; man bekommt darüber wunderliche Geschichten zu lesen.

Als die Handwerker ins reaktionäre Fahrwasser umbogen, war der Kuchen, den man sie von nun an begehren lehrte, schon beinahe fertig. Aber nicht die Deutschnationalen hatten ihn zubereitet, sondern die Klerikal-Feudalen. Von einer im November 1879 eingebrachten Regierungsvorlage zur Reform der Gewerbeordnung wurde das erste Stück als Gewerbenovelle am 15. März 1883 Gesetz. Diese Novelle enthielt den Befähigungsnachweis und die Zwangsorganisation des Handwerks. Obmann des Gewerbeausschusses und Leiter des Reformwerks war der von Dr. Rudolf Meyer beratene Graf Belcredi. Wie hat nun diese aus dem Geiste einer idealen Zünflerei geborne Novelle gewirkt? Waentig stellt den gegenwärtigen Zustand des österreichischen Kleingewerbes dar nach den Berichten der Gewerbeinspektoren. Zunächst das Lehrlingswesen. Die Bestimmungen darüber sind vortrefflich, und würden sie in dem Geiste, der sie erlassen hat, durchgeführt, so genössen die Lehrlinge eine ideale Erziehung. Wie sieht es aber in Wirklichkeit damit aus? Das Lehrlingsverhältnis soll ein Pflege- und Schutzverhältnis sein. Über die Pflege giebt schon die Beschaffenheit der Schlafstätten einigermaßen Auskunft. Aus den zahlreichen, von Waentig angeführten Berichten heben wir nur wenige hervor. In einer Prager Bäckerei fand man einen kleinen, vollkommen dunkeln, ungeheizten Raum, worin gerade zwei (schmutzige) Betten Platz hatten. Diese zwei Betten waren für die sechs Gefellen bestimmt, und unter den Betten, auf dem von Ungeziefer wimmelnden Fußboden, schliefen die drei Lehrlinge. Im Budweiser Bezirk fand man siebzehn Bäckerlehrlinge, für die es gar keine Schlafstätte gab. Sie nächtigten (in der Backstube wohl?) auf einer Holzbank, einem nackten Brett, auf einigen in einen Winkel zusammengetragenen Säcken. Bei den Bäckern steht es überall am schlimmsten, aber bei den übrigen

Handwerkern, namentlich den Schlossern, steht es keineswegs gut. Und in allen Provinzen des schönen Landes dasselbe Elend! Am elendesten scheint die Lage in den frommen Alpenprovinzen zu sein, abgesehen natürlich von dem noch frömmern Galizien. Im Klagenfurter Bezirk wurden von 1062 inspizierten Lehrlingschlaßstätten nur zwei in Ordnung befunden. Ein klassisches Muster ehrbaren Handwerkerlebens fand man bei einem Tischler. Die Werkstatt war zugleich Küche, Wohn- und Schlaßstube; darin standen neben einander zwei Betten, in dem einen schliefen die beiden Lehrlinge, im andern der Meister mit seiner Köchin. Wie für die Lehrlinge jeder Raum zum Schlafen, so ist für sie auch jedes Instrument zum Prüegeln gut genug; zahlreiche Gerichtsverhandlungen beweisen, daß außer dem Dhsenziemer und dem Knieriemen auch Stiefelleisten, Besenstiele, Latten und Eisenstäbe verwandt werden. Die Kost ist vielfach nicht einmal in Gastwirthschaften hinreichend. Die Arbeitszeit ist ungemessen; die gebotne Sonntagsruhe und der Ersahruhetag in der Woche in solchen Werkstätten, denen Sonntagsarbeit gesetzlich erlaubt ist, werden nicht bewilligt. Es kommt vor, daß ein Arzt den Lehrling wegen einer Verletzung für arbeitsunfähig erklärt, der Meister aber ihn weiter zu arbeiten zwingt und — das Krankengeld in seine Tasche steckt. Und worin besteht die Gegenleistung für diese Schinderei? In gar nichts. Der Lehrling lernt nichts. Abgesehen davon, daß der Meister selbst häufig nichts ordentliches kann oder nur in einer Spezialität Fertigkeit hat, wird der Lehrling im ersten Teil seiner Lehrzeit nur mit häuslichen Verrichtungen und mit dem Austragen der angefertigten Gegenstände, später zwar im Handwerk, aber nur ganz einseitig beschäftigt. Meister, die in ihrem Fach tüchtig sind, pflegen dem Lehrling die wichtigsten Kenntnisse und Fertigkeiten absichtlich vorzuenthalten, damit er ihnen später nicht etwa Konkurrenz mache. Die vernommenen Gesellen haben u. a. geäußert: Der Lehrling ist nur Arbeitstier; sind die Kartoffeln gut geraten, so fragt sich der Meister auf dem Lande, ob er einen Lehrling halten oder ein Schwein mästen soll. Und sogar vernommene Meister haben offenherzig bekannt, darum, ob der Lehrling etwas lerne, kümmern sich die wenigsten; der Meister verwende Gehilfen und Lehrlinge, damit sie ihm so viel wie möglich Geld einbrächten; das sei der Zweck des Geschäfts und werde es immer bleiben. Den Besuch der Fortbildungsschule hindern die Meister nach Möglichkeit; es kommt vor, daß sie ihre Lehrlinge aufhezen, durch Ruhestörungen im Unterricht ihre Entlassung zu erzwingen. Natürlich nützt der Unterricht nicht viel, da ihm die Lehrlinge im Zustande der Übermüdung beiwohnen. Wie denn überhaupt das Lernen erst in der Gesellenzeit anfängt, so wird von den Strebsamern auch der Fortbildungs- und Fachunterricht dann erst benutzt. An der Fachschule für Holzindustrie zu Villach hat man Hospitantenkurse eingerichtet. Darüber berichtet nun der Gewerbeinspektor: „Insbesondre lassen sich Gehilfen im Alter von zwanzig bis vierzig Jahren,

die sich selbständig machen wollen, in den Kursus einschreiben, um noch im letzten Momente Kenntnisse und Fertigkeiten zu erlangen, die sie sich früher nicht erwerben konnten. Nur dem eisernen Fleiß und der unermüdblichen Ausdauer dieser Hospitanten ist es zu danken, wenn sie mit ihren dürftigen Vorkenntnissen doch günstige Resultate erzielen. Sie arbeiten vom frühen Morgen bis zum späten Abend und gönnen sich oft kaum die Zeit von zehn Minuten zur Einnahme ihres mitgebrachten bescheidenen Mittagmahles; manche müssen (im strengen Winter) einen Weg von anderthalb Stunden zur Schule und zurück machen; die meisten von ihnen sind gezwungen, die durch harte Arbeit im Sommer ersparten wenigen Gulden für den Unterricht aufzuwenden.“ Die sogenannte Lehrzeit wird oft unter allerlei Vorwänden willkürlich verlängert. Kann der Meister nicht mehr umhin, den Jungen für frei zu erklären, und müßte er ihm, wenn er ihn noch länger behielt, Lohn zahlen, so setzt er ihn sofort aufs Pflaster. Die Jungen sind, abgesehen von dem Schutze, den der Gewerbeinspektor zu gewähren wenigstens den guten Willen hat, dem Meister schutzlos preisgegeben, weil sie meistens Söhne von Eltern sind, die sich selbst nicht zu helfen wissen, geschweige denn ihren Kindern. Die Wiener Meister arbeiten vielfach mit den tschechischen Knaben, die von Sklavenhändlern im Frühjahr und Herbst in Böhmen aufgekauft und um wenige Gulden das Stück in Wien verschachert werden. Tüchtige Jungen kriegt der Kleinmeister kaum mehr, die zieht die Fabrik an sich, und wohl dem Knaben, der eine Fabriklehre genießt; er hat den Himmel im Vergleich mit den Werkstattlehrlingen und lernt dabei etwas. Das gilt allerdings nur von den Fabriken, die Metall, Holz und Thon verarbeiten; in den Spinnereien und Webereien hat der Knabe die paar Handgriffe bald weg und wird nur als jugendlicher Arbeiter ausgenützt. Früher hatte die österreichische Textilindustrie Greuel aufzuweisen — Waentig teilt Seite 128, Anmerkung, eine Schilderung Brünner Fabrikzustände mit —, die den englischen der Chartistenzeit wenig nachgaben; die Fabrikaufsicht hat natürlich die ärgsten Übelstände beseitigt.

Die Gefellen sind wenigstens unabhängiger vom Meister als die Lehrlinge und haben die Freiheit, den Arbeitsplatz wechseln zu können; aber die Furcht vor Arbeitslosigkeit hindert sie, von dieser Freiheit in dem Maße Gebrauch zu machen, als es im Interesse ihrer mangelhaften Ausbildung wünschenswert wäre. Nicht einmal zum Zweck einer notwendigen Heilkur mögen sie die erlangte Arbeitsstelle verlassen. Bei einer Umfrage in Wien im Jahre 1893 wurden über zweihundert an äußern Schäden leidende Bäckergefallen gefunden, die aus Furcht vor Arbeitslosigkeit nicht ins Krankenhaus gingen; hunderte davon litten an Syphilis, achtundfünfzig an nässenden Flechten, acht an Krätze, fünfzig an Verletzungen. Periodische Arbeitslosigkeit größerer Arbeitermassen bringt ja nun einmal der heutige Gesellschaftszustand mit sich; sie wird aber, soweit es sich um Handwerksgefallen handelt, nach den Berichten der öster-

reichlichen Gewerbeinspektoren besonders gesteigert durch die Saisonarbeit, durch die Lehrlingszüchtereier und dadurch, daß man statt der gelernten Arbeiter immer mehr ungelernete einstellt. Im Sommer hilft den Arbeitslosen die Gelegenheitsarbeit in Gastwirtschaften und auf Bauten, im Winter das Schneeschippen einigermaßen durch. Daß die Sommerkellner zum großen Teil Maurer, Maler und sonstige Handwerker sind, setzt weiter nicht in Erstaunen, denn das Bierseidel vorsehen braucht nicht gelernt zu werden. Dagegen wundert man sich einigermaßen, Seite 284 zu lesen, daß die meisten Poliere keine Maurer, sondern gelernte Schuster, Fleischer, Buchbinder usw. sind, daß der Monteur gewöhnlich kein gelernter Schlosser oder Spengler, sondern ein Maurer, Tischler oder Weber ist, und man fragt sich nun erst recht, was denn eigentlich „die Erziehung des Lehrlings“ für einen Sinn hat.

Das schönste ist nun, daß man ob dieses Schicksals der Lehrlinge und Gesellen die Meister nicht einmal verurteilen kann; sie sind der Mehrzahl nach selbst bemitleidenswerte Geschöpfe, führen selbst ein elendes Leben, und wenn sie ihre Leute nicht in der beschriebenen Weise ausbeuteten, könnten sie überhaupt nicht leben, wenigstens nicht von ihrem Handwerk. Weder der Befähigungsnachweis hat ihnen geholfen, noch die Zwangsgenossenschaft. Sener hat zunächst die Abgrenzung der Berufe notwendig gemacht, weil die Frage zu beantworten war, auf welche Arbeiten jeder durch seinen Befähigungsnachweis das Recht erworben habe. Natürlich hat durch diese Abgrenzung das Handwerk nicht etwa eines der an die Großindustrie oder an den Handel verlorenen Erwerbsgebiete wiedergewonnen, sondern es ist dadurch nur der berüchtigte „Froschmäusekrieg“ entzündet worden, in dem die Handwerker mit einander um den Bissen Brot raufen. In einem Falle hätte sich das Publikum einmischen sollen. Die Bäcker haben den Konditoren die Berechtigung auf alle Waren entrißen, bei denen Mehl der Hauptbestandteil und Zucker nur Zuthat ist, sodaß man die Krapsen, Gugelhupfe und Kuchen jetzt nur noch bei den Bäckern kriegt. Dreht sich dem Wissenden bei jedem Klüpfel, das er isst, der Magen um, so konnte er früher wenigstens seinen Geburtstagskuchen und seine Faschingskrapsen mit Appetit verzehren, da ja auch ohne Einblick in die Werkstätten schon das Aussehen der Konditorjungen dafür bürgt, daß es dort reinlicher zugeht als bei den Bäckern. Jetzt ist's auch damit vorbei, wenn sich nicht die Hausfrau des Mannes erbarmt und ihm selbst seinen Geburtstagskuchen bäckt. Aber das heutige Publikum ist eben stumpfsinnig und achtet auf dergleichen nicht. Wir könnens ihm nicht übel nehmen, dem armen Publikum; wenn er auf all die brennenden Fragen hört, die ihm ins Ohr geschrien werden, so wird ihm, wie dem Basilio in der großen Drehzene: „Ist mir doch, als wär im Kopfe eine große Feuerstriede usw.“; darum will er lieber gar nichts mehr hören und sehen und radelt, kilometerfressend, nichts hörend, nichts sehend und nichts denkend durch die Welt. Die besten Geschäfte haben

bei der Abgrenzung durch freches Zugreifen die Tischler gemacht. Wer ist nach der neuen schönen Ordnung ein Tischler? fragt Waentig Seite 332. Antwort: „Ein Handwerker, der innerhalb gewisser Grenzen nach Bedarf und Vermögen tischlert und zimmert, schlossert und tapeziert, drechselt und schnitzt, verglast und vergoldet, anstreicht und lackiert, und dies alles berechtigt durch den Umstand, daß er als ehemaliger Lehrling eines befugten Meisters zwei Jahre lang Hausknechtsdienste geleistet, den Rest seiner Lehrzeit primitive Holzarbeiten hergestellt und sich als Gehilfe zwei weitere Jahre in dieser löblichen Fertigkeit vervollkommen hat.“ Mit den Zwangsgenossenschaften können wir uns kurz fassen; sie sind nach dem Zeugnis aller Regierungsbehörden eine leere Form ohne Inhalt, Geist und Leben geblieben. Das Genossenschaftswesen, urteilt die böhmische Statthalterei, kränkele nicht etwa durch die Schuld der Gewerbebehörden, denen ganz mit Unrecht bureaukratische Bevormundung vorgeworfen werde, „sondern an der eignen Indolenz und dem Mangel des wünschenswerten Interesses.“ Die Genossenschaften, heißt es in einem Bericht der Salzburger Gewerbekammer, hätten der großen Mehrzahl nach aus dem Geseze nicht den Gedanken der wirtschaftlichen und sozialen Korporation, sondern nur den der Prohibition aufgenommen; auf Beschränkung der Konkurrenz und der freien wirtschaftlichen Bethätigung des Einzelnen sei ihr Streben gerichtet. Sie führten nur ein Scheinleben, heißt es in andern Berichten, und soweit sie nicht ganz eingeschlafen seien, befaßten sie sich mit allem möglichen, nur nicht mit dem, wozu sie da seien.

Befähigungsnachweis und Zwangsgenossenschaft, schreibt Waentig in seiner Schlußbetrachtung, züchten eine verkümmerte Bevölkerungsschicht. „Erst wenn dieses ganze traurige System einer kurzfristigen Klassenpolitik abgewirtschaftet und die Erkenntnis sich Bahn gebrochen haben wird, daß die künstliche Erhaltung einer ökonomisch wie sozialpolitisch minder leistungsfähigen Betriebsform, selbst wenn diese innerhalb des Bereichs der Möglichkeit läge, nicht den wahren Interessen eines wirtschaftlich aufstrebenden Volkes entspricht, und daß eine den gegebenen sozialen Daseinsbedingungen unzureichend angepasste Bevölkerungsschicht am wenigsten dadurch aus ihrer Zwangslage befreit wird, daß man sie in ihren reaktionären Instinkten bestärkt, wenn man ferner eingesehen haben wird, daß in dem unvermeidlichen Wettkampfe der Nationen um die wirtschaftliche Weltherrschaft diejenige obsiegen muß, die den Gegnern in ihrem Unternehmertum das höchste Maß patriotischen Pflichtbewußtseins, in ihrer Arbeiterschaft die größte Summe vitaler Energie [warum nicht „von Lebenskraft“?] und in ihrer Wirtschaftsordnung die best entwickelte Arbeitsorganisation wird entgegenstellen können, dann mag auch die Zeit für eine neue realistische Gewerbepolitik gekommen sein.“ Es werden dann einige Grundsätze aufgestellt, die eine solche Politik zu befolgen hätte. Wir sind mit alle dem einverstanden, nur müssen wir es rügen, daß das Handwerk in Bausch

und Bogen als eine „ökonomisch wie sozialpolitisch minder leistungsfähige“ und daher zum Untergange verurteilte Betriebsform dargestellt wird. Das ist es thatächlich nicht, wie wir unzähligemal bewiesen haben. In Österreich mag es bei der Zämmerlichkeit der allermeisten Handwerker so scheinen; im Deutschen Reiche aber haben wir noch viele tüchtige Handwerker, die ihr gutes Fortkommen finden, und die auch ihre Lehrlinge gut ausbilden; gerade diese freilich wollen vom Staatschutz und von der neuen Organisation nichts wissen; sie brauchen keins von beiden und wünschen weiter nichts, als daß man sie ungeschoren lasse. Soweit Genossenschaften heilsam wirken können, wird sie das Bedürfnis schon von selbst erzeugen; künstlich gebildete und den Handwerkern aufgezwungne werden bei uns so tot bleiben wie in Österreich.



Der technische Chiliasmus in der neuern Dichtung



er Chiliasmus, der Glaube an die irdische Wiederkehr des Heilands, eine vorläufige Auferstehung der getreusten Zeugen und Märtyrer der christlichen Heilswahrheit, an das tausendjährige Reich des Friedens, der üppigsten Fülle und jeder Herrlichkeit, in dem die heiligen und seligen Priester Gottes, die Teil haben an der ersten Auferstehung, mit Christus regieren werden, hat seit dem zweiten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung in wundersam verschieden Gestalten fortgelebt. Der uralte Chiliasmus der Ebioniten und Montanisten, der Glaube, den Tertullian verfocht und Origenes bekämpfte, der Chiliasmus der Wiedertäufer, der im Zion des Schneiderkönigs von Münster seinen erschreckendsten Ausdruck fand, und der des siebzehnten Jahrhunderts, dem so verschiedene Gläubige wie die „Heiligen“ in Cromwells Regimentern und die „Erweckten“ der kleinen westdeutschen Separatistengemeinden anhängen — alle sie trafen in der schwärmerischen Erwartung und der sinnlichen Ausmalung einer goldnen Zeit immer wieder zusammen. Und wenn schon Origenes mit bitterem Spott den Chiliaisten seiner Tage entgegenrief: „Sie wollen wieder dasselbe sein, was sie gewesen sind. Ihren Gelüsten schmeichelnd, beziehen sie die Verheißungen auf sinnliches Wohlbehagen und Überfluß, und darum ganz besonders begehren sie auch nach der Auferstehung wieder ein Fleisch, dem die Fähigkeit zu essen und zu trinken und alles zu thun, was dem Fleische zukommt, nie gebricht. Hierzu fügen sie eheliche Verbindung und Kinderzeugung und wännen, Jerusalem werde als irdische Stadt wieder aufgebaut werden,